

als dies allgemein bisher geschehen ist, einzuschätzen. Bei dieser Gelegenheit wäre auch dort, wo es sich nicht um die Wiedergabe von Briefen eines Dichters, sondern um den brieflichen Gedankenaustausch zwischen Dichter und Verleger handelt, festzustellen, ob und inwieweit eine gegenseitige Befruchtung der Arbeit stattgefunden hat. Ferner kämen in besonderem Maße die in der Zwanglosigkeit brieflichen Gedankenaustausches ausgesprochenen Meinungen über Buchhandel und Publikum in Frage. Bei der Darstellung wird es demnach darauf ankommen, die Persönlichkeit des Brieffschreibers oder der »Briefwechselnden« innerhalb ihrer jeweiligen Umgebung menschlich scharfer hervortreten zu lassen und alle Dinge mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen, die den Werdegang des Werkes von seinem Ursprung im Gehirn des Dichters bis zum Laden oder Magazin des Buchhändlers begleiten. Hierin wäre der Gewinn einer solchen Darstellung zu erblicken. Wenn davon abgesehen würde, die reiche Literatur an Dichter- und Künstlerbriefen nach der ange deuteten Richtung in ihrer Gesamtheit zu erfassen und zu untersuchen, so wären dafür ausschlaggebende Gründe maßgebend. Zunächst würde eine solche Untersuchung und Darstellung weit über den hier verfügbaren Raum hinausgegangen sein und sicherlich den Leser auch ermüdet haben. Auf Vollständigkeit kam es aber auch deshalb nicht an, weil ein Beispiel, ein Ausschnitt aus dem Gebiet vollauf ausreicht, um dem Leser die Tiefe der Fundgrube, die sich hier erschließt, zu zeigen und ihn anzuregen, die Wege, die sich eröffnen, selbst weiter zu verfolgen.

Wertvolle Einblicke in die deutsche Geisteskultur vom Ende des 18. bis Anfang des 19. Jahrhunderts gestatten die Briefe des Dichters Ludwig Zacharias Werner, die noch während des Krieges in einer schönen zweibändigen Ausgabe von Dr. Oswald Floed herausgegeben und mit ausführlicher Einleitung versehen worden sind.^{*)} Die Persönlichkeit Werners tritt uns aus diesen Briefen mit einer Unmittelbarkeit entgegen, wie wir sie kaum erwartet hätten. Von Jugend auf eine Zigeunernatur, ein Haliloser, um nicht zu sagen stilklich Verwahrloster, begabt mit glänzenden Geistesanlagen und umfassendem Wissen, erscheint uns Werner als eine seltsame, von tiefen Schattens und hellen Lichtern umgebene Dichtergestalt. Hervorstechende Eigenschaften seines Charakters bilden ein starkes Anlehnungs- und Freundschaftsbedürfnis, eine fast bis zur Kriecherei gehende Untertwürfigkeit gegenüber den Höhergestellten, auch in der Literatur, und eine ganz unfeine Art, zu schmeicheln. Selbst wenn man einen Teil dieser Gefühlsübertreibungen auf den im Briefstil der Zeit herrschenden Überschwang anrechnet, bleibt noch genug übrig, um beim Leser den Verdacht der Heuchelei aufkommen zu lassen. Zuerst waren es die Freunde, bei denen Werner Rückhalt fand, schließlich wurde die Kirche der Boden, in dem sich sein anlehnungsbedürftiges mystisches Wesen verankern konnte. Werner hat mit einer großen Zahl seiner berühmten Zeitgenossen in Briefwechsel gestanden, u. a. mit Goethe, der einmal sein »scheinheiliges Wesen« betont und ihn bekanntlich nach längerem Verkehr von seinen Hochschöhen abschüttelte, mit Zffland, mit dem er wegen Aufführung seiner Dramen in Verbindung stand, mit Johannes von Müller, Chamisso, Gräfin Brühl, E. Th. A. Hoffmann, Johanna Schopenhauer, Ludwig von Knebel, Karoline von Humboldt, Wilhelm von Humboldt, Karl von Dalberg, Großherzog Carl August von Weimar. Seine Briefe haben oft den Umfang kleiner Abhandlungen. Für uns kommen in erster Linie die Briefe in Betracht, die Werner an seine Verleger Johann Daniel Sander und Julius Hitzig in Berlin geschrieben hat. Mit Julius Eduard Hitzig, der nur vorübergehend den Buchhandel (u. a. als Inhaber der Vossischen Buchhandlung) betrieb, verband ihn schon vorher eine langjährige Freundschaft, die in der Folge aber

keineswegs eine völlig ungetriebte gewesen zu sein scheint. Die Frage, wie der Autor zum Verleger gekommen sei, bedarf bei Hitzig keiner besonderen Beantwortung. Sander, der nicht nur Buchhändler, sondern auch Schriftsteller war, ist Werner von Hitzig empfohlen worden, an den er sich wegen eines Verlegers seiner »Söhne des Tales« gewandt hatte. Im Beginn seiner Dichterlaufbahn brauchte Werner als Inhaber einer gering besoldeten Beamtenstelle Geld und wünschte von vornherein einen zahlungswilligen Verleger. Der Verkehr Werners mit Sander gestaltete sich schnell zu einem sehr freundschaftlichen. Über die Wahl des Titels von Werners Drama »Söhne des Tales« entspinnt sich ein lebhafter Meinungsaustrausch. Wir sehen auch hier, welchen Wert der Verleger auf eine möglichst zugkräftige Form legt. Werner läßt ihn außerdem tief in seine geistige Werkstatt blicken. Wer darauf ausgeht, Einzelheiten seiner Arbeit kennen zu lernen, wird sicher aus dem Briefwechsel von Verleger und Autor die wertvollsten Aufschlüsse gewinnen. Noch tiefer weicht Werner den Freund Hitzig in seine Gedankenwelt und in den Kreis seiner Arbeit ein. Im Verkehr mit seinem Verleger erscheint Werners Charakter entschieden in freundlichem Lichte. Niemals findet man eine Schroffheit, höchstens den Vorwurf längeren Schweigens. Dafür stets eifriges Bemühen, dem Verleger und seiner Stellung größtes Verständnis entgegenzubringen. Freilich wissen wir nicht, ob Werner hier nicht auch die Absicht geleitet hat, es nicht mit seinem Verleger zu verderben, von dem er zeitweise materiell stark abhängig war, und der dem Protektionsbedürfnis Werners dank seinen Beziehungen zu den höchsten Kreisen des preussischen Beamtentums in mancher Beziehung entgegenkommen konnte. Daß der Verkehr auch über die Zeit pekuniärer Schwierigkeiten hinaus in dieser verbindlichen und überaus freundschaftlichen Weise weitergeführt worden ist, spricht allerdings dagegen. Werner äußert sich Sander gegenüber einmal: »Übrigens sehen Sie . . ., daß ich in Ihnen nicht den Buchhändler *καταξοπις*, sondern den gebildeten literarischen Freund, wie Sie sich mir in Ihrem Schreiben vorstellen, erblicke, dessen Rath ich mit Danke anhören und benutzen will. Der Verleger riskirt ohnehin bei einem Werke (soviel wie der Verfasser, es ist daher billig, daß dieser mit jenem, selbst in materiellen *de couvert* handle«, ein andermal: »Der Verleger ist nach meinen Grundfätzen nicht Handlanger, sondern freundlicher Mitgehülffe des Verfassers, zur Erreichung des Zwecks, der der Menschheit Noth thut, die oft durch die Kinderpappe der Kunst guten Nahrungsstoff erhält!« In dieser Auffassung könnte sich mancher Autor ein Beispiel nehmen. In die Beziehungen Werners zu Cotta, der später einen Teil seiner Werke verlegte, erhalten wir keinen tieferen Einblick, weil dem Herausgeber die Einsicht in Werners Briefe an den großen Stuttgarter Verleger verwehrt war. Dagegen bringt die Ausgabe einen Brief an Brockhaus, der rein geschäftlicher Natur ist. Bekanntlich hat Brockhaus, nachdem die Verbindung mit Cotta gelöst war, die Wernerschen Dramen verlegt. Bemerkenswert ist Werners Verhältnis zu Johann Bapt. Wallishausser in Wien, der die Werke des Dichters nachdruckte und von ihm dafür in einem Briefe mit den bittersten Vorwürfen bedacht wurde. Wallishausser scheint Wert auf eine friedliche Beilegung des Konflikts gelegt zu haben. Denn später nimmt er selbst Werners Wallishausserdrama in Verlag und empfängt Beiträge des Dichters in sein Jahrbuch *Aglaja*. Der materielle Erfolg der Werke Werners war im allgemeinen ein recht guter. Der Dichter der Schicksals- tragödie braucht sich nicht über Mangel an öffentlicher Anerkennung zu beklagen. Aus allem, was uns diese Briefe vermittelbar können, ersehen wir nur die Betätigung von Goethes Urteil, dessen Jünger und Schüler sich Werner nannte, dessen Ratschläge, aus der Wirrnis seiner mystischen Gedankenwelt unter den klaren Himmel der Natürlichkeit zurückzuführen, er aber in den Wind schlug. Hierin folgte der Dichter der eigenen Natur, und wenn er heute für uns und die spätere Nachwelt so gut wie verloren ist, so ist dieser Verlust der einzigen größeren Beständigen Regung zuzuschreiben, der wir an dem in mancher Beziehung noch immer räthselvollen Charakter Zacharias Werners begegnen. Daneben bilden die Briefe ein thypisches Beispiel für den Briefstil einer Zeit, die, obschon sie gar nicht so sehr weit

*) Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Oswald Floed. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Erster Band. Mit Porträts und Facsimiles. Gr. 8°. LXII, 485 S. Zweiter Band. Mit Porträts und Facsimiles. 592 S. u. Stammtafeln. München 1914, Georg Müller Verlag. Ladenpreis der beiden Bände geh. M 58,50, geb. in Halbleder M 104.— (ohne Zusätze).